

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag. — Preis des
ganzen Jahrgangs von 52 Nummern
8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene
Petitzelle 1 Ngr. — Abonnement neh-
men alle Postämter, Kunst- und Buch-
handlungen an. Vom Verleger direct
bezogen kostet der Jahrg. nur 6 Thlr.

Abend-



Zeitung.

Sechsdreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 8.

Donnerstag, am 19. Februar.

1852.

Der Sohn der Wildniß.

Von
Ernst Friese.
(Schluß.)

Wie ein verwundeter Löwe schlich Mathias am nächsten Morgen umher. Sein Geist erschien wie umnachtet, sein Gemüth wie zerstört. Die Damen, gewohnt in ihm den sprudelnden Lebens-
quell zu bewundern, machten lange Gesichter, man wunderte sich über den gezähmten Sohn der Wild-
niß, man fragte — Keiner wußte Auskunft zu
geben — der Baron Bolling war selbst über alle
Maßen verplüfft.

Martha blieb unsichtbar. Selbst ihrer Tante
verschloß sie ihr Zimmer. Sie mußte allein sein.
Die Seligkeit ihrer Brust war geheiligt durch die
Erkenntniß seiner unverminderten Liebe und sie wollte
durchaus nicht weichen, trotzdem sie sich tausendmal
vorsagte: sein Stolz wird Dich ewig verwerfen.

Die Baronin Lottum erschien allein am Brun-
nen. Ein Todeschrecken durchrieselte Mathias, aber
er hätte sich um Alles in der Welt nicht zu einer
Frage erniedrigt, obgleich sein Gehirn bis zum

Wahnsinn bei dem zitternden Laute: vergieb! ver-
gieb! in der Erinnerung bebte. Er verließ die Gesell-
schaft. In unmuthigem Sinnen erstieg er die
nächste Waldhöhe — sein Herz leitete ihn dabei,
denn von hieraus konnte man die Fenster der Woh-
nung beobachten, wo Martha weilte. — Als er
sich plötzlich oben fand, als seine Augen eine Secunde
lang mit begieriger Hast die hellen Scheiben gemustert
hatten, ohne seine weiße Taube zu entdecken, da
erwachte sein Verstand und raunte ihm zu, daß er
doch wohl zu gut sei, um die erbärmliche Rolle eines
Ritter Toggenburgs zu spielen. Er stieg hastig
wieder hinab.

Die Baronin Lottum hatte während dieser
Frist einen harten Kampf gegen eingewurzelte Vorur-
theile, gegen die festen Regeln der Sitte und
gegen die feine Zurückhaltung reiner Weiblichkeit
gekämpft. Sie hatte sehr wohl den Austritt am
verfloffenen Abend beobachtet, — sie verstand dar-
nach die Gemüthsstimmung der beiden thörichten
Menschenkinder zu beurtheilen und sie hatte schon
im Voraus beschlossen zur Sühnung der Schuld, die
sie sich in der unglückseligen Sache beizumessen hatte,
die Erklärungen nicht länger dem vorzuentshalten,
welchem sie richtigen Aufschluß über das Gespräch

geben konnte, das sein zauberhaftes Glück so grausam zerstörte. Von dem Standpunkte ihrer Erfahrungen ausgesehen, glaubte diese Dame alle Nebel zu zerstreuen mit einer Auseinandersetzung von Zufällen, und sie ahnte nicht im Entferntesten, daß eine Männerliebe, wie sie Mathias in der Brust getragen hatte, durch Nichts zu befriedigen und zu beruhigen sei, als durch Beweise unbedingter und gleichmäßiger Hingebung. Als Mathias, nahe bei ihr vorüberstreichend, mit wolkenbedeckter Stirn daher kam, winkte sie ihm und bat um seinen Arm. Dies war bei seiner Stellung zur Gesellschaft nichts Ungewöhnliches, und er genügte dieser Aufforderung mit apathischer Stimmung.

Die Baronin lenkte ihre Schritte nach einem stillen Orte. Plötzlich blieb sie vor ihm stehen und sagte mit leicht bewegter Stimme: „Herr von Strombek, ich halte Sie für einen Mann von Ehre, sonst würde ich den Schritt nicht wagen, den ich vorhabe.“

Mathias sah ohne klares Bewußtsein in das Gesicht der aufgeregten Frau — er wußte vielleicht im Augenblick nicht einmal, daß es die Tante Martha's war, die vor ihm stand, daher fiel es ihm auch nicht ein, irgend ein ermunterndes Wort zu erwidern. Die Baronin sah sich also gezwungen, den Faden wieder aufzunehmen,

„Würden Sie so viel Vertrauen zu mir zu entwickeln vermögen, um mich mit den innersten Gefühlen Ihrer Brust, mit Ihrer Liebe zu meiner Nichte, vertraut zu machen?“

Jetzt erwachte Mathias aus seiner Träumerei. Er strich sich mehrmals über die Stirn, wie Jemand, der sich besinnen will, und sagte fast leichtsinnig: „ja, Gnädigste — so ich mich recht erinnere, entstand diese Liebe wie ein Zauber in mir. Sie wünschen vielleicht zu wissen wie? — Ich kann es aber nicht sagen“ —

Die Baronin störte ihn nicht durch einen Blick, geschweige durch ein Wort, denn sie erkannte seinen tiefträumerischen Zustand, der an Somnambulismus grenzte. Er fuhr auch richtig ohne weitere Aufforderung fort.

„Ich hätte eine himmelanstrebende Beste auf diese Liebe gebauet. — Es ist aber Alles schon im Beginn eingestürzt“ — schloß er bitter lächelnd.

„Bauen Sie von Neuem,“ unterbrach die Baronin ihn entschlossen.

„Das geht nicht, gnädige Frau! Die Wellen meines Unglücks haben den Grund unterwühlt.“

„So lieben Sie Martha nicht mehr?“

Mathias schauete sinnend in die Ferne, ehe er zaudernd antwortete: „der Zauber ihrer lieblichen Erscheinung beherrscht mich noch, aber ich liebe sie nicht mehr.“

„Sollte dieser Zauber doch nicht Liebe sein?“ fragte die Baronin feinsüßlich. „Ihr Beide scheint mir große und thörichte Kinder, die selbst nicht wissen, was sie fühlen.“

„Sie glauben doch nicht, Gnädigste, daß wir uns jetzt lieben?“ fragte wie aus dem Schlafe erwachend, Mathias mit plötzlicher Ironie. „Oder meinen Sie wirklich, Martha habe sich besonnen und liebe mich jetzt.“ —

Die Baronin sah ihn mit feierlichem Ernste an. „Jetzt? Jetzt? Junger Mann, ich gehöre zu der alten, längst verspotteten Secte der Orthodoxen in der Liebe, die an eine einzige, wahre Liebe in der Frauenbrust glauben. Durch unsere Stellung im Leben behindert, die Kraft unseres Herzens prüfen zu können, täuschen wir Frauen uns im Gefühle unsers Innern und nennen, hundertfach mag dies vorkommen — das Liebe, was kaum an dies Gefühl streift.“

„So meinen Sie, Gnädigste,“ unterbrach sie unverändert ironisch der junge Mann, daß hundert Männer betrogen würden im Austausch ihrer Herzen, ehe es Einem dieser armen Menschenrace gelingt, richtig zu calculiren?“

„Es fordern wenige Männer diese Liebe, die wir zu fühlen vermögen,“ versetzte in würdiger Ruhe die Baronin. „Aber bleiben wir ohne Abschweifung bei dem Verhältnisse zwischen Martha, meinem Neffen Alexander und Ihnen stehen.“

„Lassen Sie meinen Namen ganz gefälligst weg bei diesem Verhältnisse, ich bin ausgeschieden,“ versetzte mit beleidigendem Tone der junge Mann.

Die Baronin sahe ihn ruhig und vorwurfsvoll an. Mathias fühlte einen Anflug von Beschämung, aber er versteckte ihn hinter einer höflichen Geberde. Die Baronin blickte unschlüssig vor sich hin, dann faßte sie das Thema ihres Gesprächs von Neuem auf und begann determinirter, kälter

und eiliger: „hören Sie mich. Sie verlangten mit dem Sturme Ihrer Zärtlichkeit eben so schnell eine gänzliche Hingabe ihres eigenen Ichs von Martha.“

„Gnädige Frau — verwirren Sie sich nicht in Phrasen,“ sagte eben so determinirt, eben so kalt und eben so eilig der junge Herr, — „ich verlangte nichts! — Ich liebte und glaubte wieder geliebt zu sein — Liebe kann nach meiner Liebesorthodoxie Liebe verlangen!“

„Hätten Sie mich ausreden lassen, so würden Sie erfahren haben, daß ich diesem Grundsatz aus vollster Seele huldige. Aber eben, Sie setzten Sturm und Leidenschaft in dem zarten, schüchternen Mädchenherzen voraus, während es noch mit dem Schrecken persönlicher Unbekanntheit kämpfte.“

Mathias fühlte eine Wahrheit in diesen Worten, um desto mehr fand er sich angetrieben, Widerstand zu leisten. „Ja — ich hätte freilich der jetzigen Ziererei mehr huldigen sollen — ich hätte Dichter mit dem Mädchen meiner Wahl lesen, den Mond anbeten und bei den Sternen schwören müssen. — So aber gab ich ihr einfach mein ganzes Herz und verlangte, lächerlich genug, dafür das ihre.“

Die Baronin sah ihm scharf ins Gesicht. Sie vermuthete in diesen Worten einen spöttischen Ausfall auf das Verhältniß Martha's mit Alexander, das in geschwisterlicher Liebe sich allerdings auf rein geistigen Verkehr beschränkt hatte. Aber das Wesen dieses Natursohnes war zu ehrlich, als daß sie nicht sogleich hätte einschen können, wie nur der Zufall seine Worte dictirt hatte. Aber sie benutzte nun diesen Zufall und antwortete sehr rasch: „wenn Sie dies gethan hätten, so würden Sie allerdings Gelegenheit gehabt haben, sich mit der Individualität Martha's vertraut zu machen, und Sie würden dadurch ihre Seele gewonnen haben.“

„Ich wollte aber ihre Seele nicht,“ brauste Mathias heraus. Sein ganzes heißes Temperament brach sich jetzt Bahn und warf die Maske der höflichen Duldsamkeit ab. „Ich wollte ihre Seele nicht. Ich wollte ihr Herz — ihr Leben. Gehen Sie mir doch mit der faden Feinheit — das ist der Fluch unsers Standes — das ist der Grund unserer Unmoralität, deshalb sucht der Mann seine Geliebte im Volke. — Ich wollte Martha, die Blume am schwankenden Stengel — ich wollte das

Mädchen mit dem süßen Reiz haben — was kümmert mich da der geistige Stab, womit diese Blume ihre Schwäche stützt, was galt mir da die Schale, womit dies Mädchen den lieblichen Reiz umhüllen wollte!“

Die Baronin war sichtlich ergriffen. Ihr Auge leuchtete in jugendlichem Glanze — sie vergab in diesem Momente Martha's Abfall von Alexander gänzlich, denn gegen diese männliche Persönlichkeit hielt sein glattgeschliffenes Geistesleben nicht Stich, das sahe sie ein.

Mathias hatte, gleichsam in Rück Erinnerungen schwelgend, weit über die Welt hinaus entrückt, in die Wipfel der Bäume hineingeblickt — ein Lächeln umspielte seine Lippen, als er halblaut forisfuhr: „ich sehe sie vor mir, nicht wie einen überirdischen Engel, Gott behüte, wie ein weiches, schwaches Menschenkind, das sich, über den tollen Reiter und sein noch wilderes Pferd erschreckend, schreiend nach dem Gartensteg flüchtete, als ich zum ersten Mal nach Rittberg kam und im Uebermuth über den Parkzaun setzte. Ich sehe sie, wie sie lächelte, wie die frommen, schönen Augen still auf meinem Gesicht hafteten, als ich, um Vergebung bittend, mich vor ihr niederwarf. Man sagt ja, daß ein einziger Blick die Liebe in zwei Herzen zu entzünden vermöge — wenn das wahr wäre, so müßte sie gefühlt haben, daß wir zu einander gehörten! Sie hat dies nicht gefühlt, alles Andere ist überflüssig zu erörtern.“

„Um Ihnen dies Problem lösbar zu machen, lieber junger Freund, müssen Sie mich ruhig anhören,“ sprach nun die Baronin mit dem Tone wirklicher wahrer Theilnahme.

„Welches Problem finde ich denn unlösbar?“ fragte Mathias verwundert. „Ich finde gar nichts Wunderbares darin, daß mein Herzschlag unerwiedert blieb, besonders seitdem ich erfahren mußte, daß Fräulein von Rittberg das Bild eines Mannes in sich verehrte. Lassen Sie mich gehen, gnädige Frau — was soll alle Rederei darüber — wohin soll sie führen. Wollte Gott, ich könnte die Seligkeit vergessen, in die ich mich allein hinein geträumt hatte.“

„Wollen Sie mich auch nicht hören, wenn ich Ihnen die Versicherung zu geben mich berech-

tigt fühle, daß Sie nicht allein geträumt haben?“ fragte die Baronin.

Mathias zog sich mit einer sehr schmerzlichen Miene zurück, aber die Baronin hielt seine Hand fest und begann eine ruhige Schilderung der Verhältnisse in ihrem Hause, wo Martha's Erziehung vollendet war.

Dhne auf die verdrießlichen, widerwilligen Geberden des jungen Mannes zu achten, berührte sie dann das Zusammenleben der beiden Leute, hob das Alter Alexanders hervor, um die Superiorität desselben gehörig zu motiviren und erwähnte seines geduldigen, sanften Sinnes, wie ihn Frauenerziehung so leicht herausbildet, wenn die Grundlage eines männlichen Charakters eine gewisse Seelenruhe ist. Dann erhob sie ihre Stimme ein klein wenig, in dem sie schloß: „es war von jeher mein liebster Gedanke, die beiden mit theuren Verwandten verbunden zu sehen und in der Gemüthsstille Beider sah ich den Traum verwirklicht, den ich mir von einem wahrhaft glücklichen Eheleben gebildet hatte. Es gehört nicht hierher, das zu beschreiben, was ich bei der ganz ungeahnten Verlobungsanzeige Martha's und bei der gleich darauf eintreffenden Einladung zur Hochzeit empfand — aber mein junger Freund, es gehört hierher, Ihnen zu gestehen, daß mein Einfluß auf Martha bis dahin sehr groß gewesen war, und daß bis dahin die Gemüthsstimmung dieses unendlich lieblichen Geschöpfes durchsichtig und klar wie Krystall vor meinem Auge gelegen hatte. Urtheilen Sie nicht zu hart über mich, wenn ich Ihnen nun gestehe, daß die bräutliche Verwirrung meines Lieblings mir zu fremdartig an ihr war, als daß ich Martha hätte glücklich wännen können. Ich habe diesen Gemüthszustand erst jetzt richtig beurtheilen lernen — damals machte ich mich des Mißgriffes schuldig, die zarte Seele eines unschuldigen Mädchens durch Erörterungen ganz aus dem Gleise zu bringen und Sie tödtlich zu verlegen — freilich unbewußt — indem ich die Ankündigung meines Neffen zum Mittel gebrauchte, um einen Einblick in das Herz Martha's zu gewinnen.“

„Nun,“ brach Mathias jäh los, „das Mittel hat Ihnen, wie mir genügt. Meine Gnädigste — ich habe mit eigenen Ohren vernommen, daß dem Fräulein von Rittberg das Herz brechen wollte! Was kann ein Bräutigam mehr verlangen!“ Er

verneigte sich tief und ging so schnell den Gang hinab, daß der Baronin noch nicht der Gebrauch ihrer Zunge wieder möglich geworden war vor seinem gänzlichen Verschwinden.

Nach so traurigen Resultaten ihrer Bemühungen beschloß sie ihrer Nichte gar nichts von diesem Versuche mitzutheilen, sondern nur ihre Abreise zu beschleunigen und nach Martha's Einwilligung heimlich den folgenden Morgen dazu festzusetzen.

Martha machte nicht die geringste Einwendung. Ihr Zustand war, gleich dem von Mathias, träumerisch, aber es lag eine Art Glückseligkeit in dieser Versunkenheit, die so allgewaltig ihr Inneres beherrschte, daß sie gleichgültig gegen äußere Begebenheiten erschien.

Die Badegesellschaft unternahm einen weiteren Ausflug, wovon sich Martha und die Baronin unter einem Vorwande ausschlossen. Erst am Abend fühlte das junge Mädchen den unwiderstehlichen Drang, noch einmal die reizenden Parkanlagen einsam zu durchstreifen, und da die ausgewanderten Badegäste noch nicht zurück waren, so fürchtete sie keine Störung dieses stillen Abschiedes. Die Sonne stand mildglänzend am Horizonte und streute helle Lichter in die grünen, sanft rauschenden Wipfel der Bäume. Auf den nahen, prächtig bewachsenen Bergkuppen lag das warme, schöne Colorit des Abendglanzes. Rosige Wölkchen schwammen am klaren Abendhimmel und ein süßer Duft erfüllte das kleine Thal, das vom Sonnenglanze ganz durchleuchtet war. Von fern her tönte das Läuten der weidenden Heerden und das Posthorn eines vorüberfahrenden Postillons klang durch die stille Luft.

Martha durchrieselte ein Schauer der Sehnsucht nach etwas Unerreichbaren bei diesem stillen Gange durch das Thal, aber diese Sehnsucht störte nicht den Frieden der holden Traumbilder, worin sie versenkt war, sondern legte nur den Schatten tiefern Nachdenkens auf ihre Seele, so daß sie nicht bemerkte, wie sie ihrem Verhängnisse unbewußt entgegen ging. Erst der Schall männlicher Schritte erweckte sie aus ihrem Sinnen und sie sahe sich zu ihrem Erstaunen dem Gegenstande desselben, den sie in fröhlicher Gesellschaft weit weg glaubte, fast gegenüber. Zuerst lähmte Schrecken jede Bewegung ihrer Glieder, dann kam der Muth der Zuversicht und das Vertrauen der Liebe über sie. Ein schönes

Lächeln verklärte ihr Gesicht, ihre Wangen rötheten sich und sie nähete sich dem finster blickenden jungen Mann. „Mathias — Gott hat meine Schritte gelenkt,“ flüsterte sie zitternd, „ich glaubte Dich fern — Gott will, daß ich mich demüthigen soll vor Dir, ehe ich reise. O, wie gern, wie gern will ich mich demüthigen!“

Mathias stand und sah sie unverwandt an. Ob er die Arme nicht unwillkürlich fester über dem Herzen zusammendrückte, wissen wir nicht. Er blieb jedoch standhaft stehen.

Sie hob schüchtern ihre Augen zu ihm auf. Welch' ein Bonneglanz webte in diesen stillen Augen — er bestrickte sein Herz, aber er blieb kalt stehen.

„Mathias,“ flüsterte sie ganz leise und ganz demüthig — „Mathias, ich weiß es, Du liebst mich noch.“

„Worauf stützen Sie diese Behauptung, mein gnädiges Fräulein?“ fragte er kalt.

Martha öffnete ihre Augen mit einem Schrecken, der dem Entsetzen gleich kam. Gelähmt an Geist und Körper, fast bewußtlos stotterte sie: „meine Erfahrung“ — Weiter konnte sie nicht, es drehte sich Alles im Kreise mit ihr.

Mathias hatte keine Ahnung ihres Zustandes, sonst wäre er glimpflicher verfahren. Er mußte annehmen, das Fräulein wisse um den verunglückten Sühneversuch der Baronin und wolle selbst ihr Heil nun auch versuchen. „Ihre Erfahrung“ — wiederholte er deshalb spöttisch — „vielleicht von gestern Abend?“

Martha wünschte in den Erdboden versinken zu können — sie neigte ihr Gesicht gegen den Boden.

„Basiren Sie nichts darauf, mein Fräulein, das kann Sinnenrausch gewesen sein!“ setzte er bitter hinzu, aber seine Stimme bebte.

Martha fühlte die Unmöglichkeit, noch ein Wort hervorbringen zu können.

„Hat Ihre Frau Tante Ihnen nicht mitgetheilt“ — Er schwieg, denn ihre Blässe wurde todtenähnlich, aber als sie fragend nach ihm aufblickte, setzte er doch hinzu: „ich habe der Baronin heute deutlich genug meine Gefühle dargelegt. — Wissen Sie noch nichts davon?“

Martha schüttelte stumm mit dem Kopfe und

wankte zurück, ohne es zu versuchen, noch einen Laut an diesen zornigen Mann zu verschwenden.

Er hatte also das Feld behauptet! Aber freuete er sich dieses Triumphes? Er starrte ihr nach. Eine entsetzliche Bangigkeit überschlich ihn! — Welcher Dämon hatte denn seine Worte geleitet! Er wollte ihr nach.

Zwei Damen traten aus dem nächsten Kreuzwege auf Martha zu — andere folgten und bald war die ganze lustige Gesellschaft um sie versammelt. Die Gelegenheit war vorüber. Er mußte sich mit dem fürchterlichen Bewußtsein einer unverzeihlichen Härte in den fröhlichen Kreis mischen, worin sie bleich und still, wie eine Gestorbene, von theilnehmenden Fragen belästigt, auszuharren gezwungen war.

Die Qual wurde ihm immer unerträglicher. Bisweilen war es ihm, als schwände Alles vor seinen Blicken, nur sie blieb mit dem klaren, lieben, schönen Gesichte, wie ein Stern an einem wolkenbehangenen Himmel, stehen. Bisweilen spürte er den Drang, trotz aller neugierigen Augen vor sie hinzustürzen. Alles aber unterblieb — Alles ebnete sich in seiner Brust bei dem neuen Gedanken an den Namen Alexander und nur der Unmuth über seine Kränkung, die er in fester Voraussetzung ihrer Mitwisserschaft um das Gespräch ihrer Tante auf sie gehäuft, verblieb in seinem Herzen wie ein Mahner eigener Schuld.

Erzwungene Laune artet immer aus. Mathias wendete zuerst alle Geisteskraft auf, um den gesellschaftlichen Anforderungen zu genügen, aber bald wurde es ihm leichter und als ein junges schönes und sehr kokettes Fräulein, das schon lange in sich die Lust verspürt hatte, die Parthenia dieses Ingomars zu spielen, sich sichtlich bestrebte seine Aufmerksamkeit zu fesseln, da war er dämonisch leichtsinnig genug, um seine Heiterkeit als einen Probierstein auf Martha's fast zermalmtes Herz zu legen.

Er reizte das Fräulein Parthenia zum Widerspruch — sie wendete die Macht ihrer Reize auf, um ihn dafür zu strafen. Es war nur Spiel von beiden Seiten, aber man flüsterte, aufmerksam werdend von allen Seiten. — Das Thema der ziemlich lärmend geführten Conversation der beiden jungen Thoren wendete sich auf unerschütterlich feststehende Beweise von wahrer Liebe. Ein unmerkliches

Zusammenrücken verrieth die unzweifelhafte Meinung der Mehrzahl der Anwesenden über den ernstern Ausgang dieses scherzhaften Kampfes.

Die Bedeutsamkeit der Worte, welche dem Munde des wild bewegten Mannes entströmten, die aber einem stillen, weißen Bilde zunehmender Trauer galten, mehrte sich. — Das Fräulein fühlte sich der Parthenia immer näher — sie flammte heller. Martha rührte kein Glied. Ihr Auge heftete sich mit einem unsäglichen Schmerz fest an die beiden Leichtsinrigen. Ihr Ohr sog jedes Wort mit der Furcht einer Gemarterten ein.

„Jeder Beweis von Liebe ist erbärmlich,“ rief in großer Aufregung Mathias, „wenn der Liebende noch irgend etwas außer derselben zu berücksichtigen im Stande ist.“

„Da stellen Sie aber die Liebe mit der Sinnlosigkeit in eine Kategorie,“ antwortete lachend der Baron Bolling, statt des verblüfften Fräuleins.

„Egal,“ sagte Mathias. — „Sinnlos aus Liebe ist ein Götterzustand!“

Die Damen zogen lachend zu Felde gegen die Paradoxe des Sohnes der Wildniß.

Das Fräulein fühlte immer größere Luß, seine Parthenia zu werden und sah etwas geschmeichelt aus.

„Freilich,“ begann Mathias wieder, „freilich bin ich überzeugt, daß sämmtliche anwesende Damen der Gräfin Lichtenau den Stab brechen würden, weil sie sich groß dachte, ihre eigene Ehre nicht zu berücksichtigen, als die Liebe zu ihrem jetzigen Gatten dies Opfer heischte.“

„Wir urtheilen erst, wenn wir gehört haben, wie dies zusammenhing,“ unterbrach ihn eine Dame.

„Nun,“ entgegnete Mathias, spottbereit sich überall hinneigend, sein Blick traf bligartig dabei das bleiche Gesicht und das seelenlos groß geöffnete Auge Martha's. — „Nun, meine Damen,“ die Gräfin folgte dem Manne ihrer Wahl, ohne getraut zu sein, auf sein Gut, um dort als seine Gattin zu leben, bis ihre Mündigkeit sie der Despotie harter, ahnenstolzer Eltern entzog und ihre Trauung möglich machte. — Wer von Ihnen hätte dies gethan?“

Viele schwiegen indignirt von diesem Gegenstande. Einige meinten: „ob die Gräfin keinen andern Ausweg hätte ersinnen können.“

„Ja,“ antwortete Mathias immer in dem-

selben Tone des Spottes. „Sie hätte nur dem Manne ihrer Liebe Geduld und treue Liebe gelobt, und damit sechs Jahre der unsäglichsten Sehnsucht über ihn verhängen können. — Nicht wahr, meine Damen, Sie hätten es ehrenwerther gehalten zu warten?“

„Ganz gewiß,“ riefen die Meisten. Viele schwiegen, weil ihnen der ganze Scherz zu wildnißmäßig vorkam, nur das Fräulein, welches sich auf die Parthenia einercirte, machte eine leise Bemerkung, welche Mathias veranlaßte, sich näher zu ihr zu setzen, es entspann sich zwischen Beiden eine Privatunterhaltung — man lächelte im Kreise dazu.

Martha war außer Stande sich länger aufrecht zu erhalten. Es wurde dunkel um sie — sie stand ganz leise und unbeachtet auf, ein Fieberfrost schüttelte ihre Glieder, kein Mensch bemerkte ihr Fortgehen!

Nur Mathias sah es! Sie hatte kaum drei Schritte gethan, um ihre Wohnung zu erreichen, so stand der wilde Mensch vor ihr.

„Wohin wollen Sie?“ fragte er heftig.

Sie antwortete nicht, aber ihr ganzes Wesen verrieth ihre innerliche Vernichtung. Sie wollte neben ihm weggehen. Er vertrat ihr den Weg, sein glühender Blick wurzelte auf dem verstörten Gesichte.

„Glauben Sie, daß ich Sie noch liebe?“ fragte er kaum hörbar.

Martha neigte traurig ihren Blick und schüttelte mit dem Kopfe.

Mathias faßte ihre Hände und riß sie gewaltsam an sich. Martha löste sich los von ihm und eilte mit beflügelten Schritten ihrer Wohnung zu. Mathias folgte. Die Baronin empfing sie erschrocken an der Schwelle und umschloß sie mit ihren Armen.

Mathias entriß sie denselben. „Gehen Sie,“ rief er mit furchtbarem Accente, „gehen Sie, was wollen Sie mit ihr!“

Er legte sie, sacht und leise, wie man ein Kind behandelt, in die Ottomane, kniete vor ihr hin und legte sein Gesicht schweigend auf ihre Kniee.

Die Baronin zog sich in das Nebenzimmer zurück, ihr Herz klopfte angsthaft freudig, sie betete für Beide um genügenden Verstand.

„Liebe ich Dich noch, mein Schwan?“ flüsterte Mathias endlich ganz leise.

Martha legte, unwiderstehlich dazu gezwungen, ihre Hand auf sein reiches, braunes Haar.

„Leider, leider liebe ich Dich noch!“ rief er plötzlich wieder voll trauriger Leidenschaft. „Leider, o möge mich doch Gott erretten und heilen von dieser fürchterlichen Liebe!“

Er blickte empor zu ihr. Der Bonneglanz, das tiefe leidenschaftliche Glühen ihres Auges durchzuckte ihn. Ungläubig heftete er seinen Blick fest auf sie.

„Mir ist's wie Schwindel vor den Augen. Ich fühle mich wie trunken. Martha, Martha, spiele nicht mit mir!“

Das Mädchen neigte sich zärtlich über ihn. Zu sprechen vermochte sie noch nicht, der Athem versagte ihr.

„Sprich zu mir, Martha, damit ich aus diesem seligen Traume erwache!“ —

„Warum willst Du erwachen?“ flüsterte sie mit weicher, zärtlicher Stimme. Als hätten Gottes Engel zu ihm gesprochen, so entzückt lauschte er diesem Tone. Das war Herzensklang. Eine wilde Freude bligte aus seinen Augen.

„Martha, wie kam diese Liebe?“

„Als Du von mir flohest, da durchbrach der Schmerz die Hülle,“ flüsterte sie verschämt und demüthig.

„Aber, meine weiße Taube, ich habe kein Vertrauen zu Deiner Liebe,“ sagte er traurig. Sie lächelte beruhigend.

„Dein Herz hat sich schon einmal getäuscht.“

„Mein Herz?“ fragte sie schnell. „Mein, Mathias! ich Thörin habe in naiver Unbefangenheit das Zusammenklingen geistigen Geschmacks und ideale Ueberschwenglichkeit geistigen Genusses für Liebe gehalten!“

„Bist Du denn jetzt Deines Herzens ganz sicher?“ fragte Mathias fast tonlos. „Bedenke. — Ein zweites Mal kostet es mein Leben, Martha, ich werfe es sogleich ab, um der erfahrenen Qual sicher zu begegnen!“

Martha umfaßte mit feuriger Zärtlichkeit seinen Kopf und neigte ihre Augen nahe zu den seinen.

„Jetzt weiß ich, Mathias, daß das Herz mit dem Herzen klopfen, daß der Pulsschlag mit dem Pulsschlag harmoniren muß, wenn das Weib zum

Manne gehören will. — Jetzt weiß ich, daß ich nur ein Mal, daß ich nur Dich über Alles liebe.“

„Mein Schwan — über Alles?“ wiederholte er sehr leise und schüchtern.

„Ueber Alles!“ antwortete sie fest.

„Auch über die Ehre hinaus?“ In dieser Frage lag die köstlichste Beruhigung des Schmerzes, den Martha eben hatte erdulden müssen. Sie drückte wortlos ihre Lippen in seine Locken, er glaubt ihr.

Als die Brunnengäste am folgenden Morgen aufgestanden und an der Quelle versammelt waren, fanden sie zu ihrem grenzenlosen Erstaunen die Baronin Lottum, Fräulein Martha Rittberg und den Sohn der Wildniß abgereist. Und noch ehe sie dies Erstaunen gänzlich bezwungen hatten, verkündete ein Brief von dem Legtern an den Baron Bolling, daß die Vermählung Martha's mit Mathias auf das Schnelligste in Schloß Rittberg vollzogen sei.

Ein Schein der Wahrheit tauchte nun in dem Geiste der Verwunderten auf und man versuchte diese kleine Baderinnerung auf das Vortrefflichste auszuschnücken. — Unsere Aufgabe aber wird vollkommen erledigt sein, wenn wir schließlich berichten: daß Martha und Mathias unaussprechlich glücklich leben und daß der Regierungsrath von Lottum nicht ungetröstet durch's Leben gehen wird. Sein stilleres Herz hat eine sanfte Verehrerin gefunden, vielleicht sieht er jetzt auch ein, daß Herz und Seele sehr genau zu unterscheiden ist.

Ewald Wendelin.

(Fortsetzung.)



ber so wie auf dieser Erde kein Glück den Sterblichen ungetrübt dahin schleicht, so ging es auch unserm liebenden Paar. Ihre Tage flossen nicht mehr wie bisher, bei gleicher Heiterkeit, Freude und Stille dahin, auch war nicht mehr so erquickend ihr Schlaf und sorgenfrei, wie wohl sonst, und an dieser so wichtigen als unangenehmen Veränderung

war der Geheimerath Beilchenberg schuld. Von Woche zu Woche mehrten sich seine Besuche bei Wilhelminens Vater, und seine lästigen Zudringlichkeiten bei ihr selbst; kostbare, prächtige Geschenke, vereint mit höfischer Schmeichelei und sadem Wiß waren es, womit er von weitem Wilhelminens Jugend bestürmte. Zwar gab sie solche Alle mit Verachtung zurück, die aus dem Bewußtsein ihrer Tugend und ihres Menschenwerthes floß, und verbat sich alle weiteren Ausgaben um ihretwillen; aber sie erreichte keinesweges ihren Endzweck, den sie beabsichtigte, sich nämlich der fernern Besuche zu entledigen. Selbst Vater Gottwald, der es bereute, dem glattzungigen Höflinge Zutritt in seinem Hause verstattet zu haben, und der es sich überüll merken ließ, ohne beleidigend dadurch zu werden, wie lieb es ihm sei, wenn der Geheimerath ihn nie wieder mit seiner Gegenwart beehre, hatte die Freude nicht, seine Wünsche erfüllt zu sehen. Nichts glich indeß Ewalds Unruhe, als er zu seinem großen Verdruß sehen mußte, wie der reiche Geheimerath nur Jagd machte auf seines Mädchens Tugend, ohne solches verhindern zu können.

Einft traf es sich, als am Mittag eines schönen Herbsttages, wo er wußte, daß der Prediger Gottwald zum Superintendenten des nächsten Ortes in Amtsangelegenheiten hatte kommen müssen, Wilhelminen, die er allein vermuthete, besuchen, unvermuthet überraschen wollte, bei hastiger Deffnung der Stubenthür, den ihm verhassten Rath Beilchenberg bei ihr fand. Ewald, betroffen darüber, stand sprachlos in der Thür ohne vorwärts zu gehen. Wilhelmine aber, die ihn zuerst erblickte, kam auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand mit den Worten: „willkommen, herzlich willkommen, lieber Ewald,“ und führte ihn in das Zimmer hinein. Der bestürzte Jüngling, welcher Mühe hatte seinen Unwillen zu verbergen, machte dem anwesenden Rath eine stumme Verbeugung, worauf dieser aber so wenig, wie auf die ganze Person des Eintretenden, zu achten schien, und sich in der Unterhaltung mit Wilhelminen nicht stören ließ. Endlich aber beurlaubte er sich doch mit einem ganzen Schwall von schmeichelhaft saden Liebesversicherungen. Ewald stand trübsinnig und nachdenkend im Fenster. Ohne daß er es gewahr wurde, stellte sie sich neben ihn, und um ihn in eine bessere Stimmung zu bringen, und ihn seinen

Träumereien zu entreißen, brach sie das Stillschweigen folgendermaßen.

„Aber wie stehst Du denn da, lieber Ewald! ich glaube Du willst ein Klaglied an den Mond über die Untreue Deiner Geliebten aufsetzen, so finster siehst Du aus.“

„Das nicht,“ erwiderte Ewald, „aber —“

„Aber was denn,“ ihn an die Stirne klopfend, „schwärmst wieder hier?“

„Und das nicht wenig!“ fuhr Ewald fort, „Alles in der Natur athmet Lust und Freude; nur ich traure, seitdem der verwünschte Geheimerath dieses Haus betreten hat. Wenn ich Dich dadurch verlore, Wilhelmine! wenn ein Anderer Deine Hand erhielte! wenn der arme, von allen verlassne Ewald, der Dir zum Ersatz für Deine Liebe nichts als sein Herz und seine Hand anbieten kann, wenn dieser dem reichen Rath Beilchenberg nachstehen sollte. — Ach dann —“

„Habe ich Dir je Veranlassung gegeben zu zweifeln an meiner Liebe, und hast Du vergessen, daß mein Vater unsre Liebe billiget, und daß er selbst den Anfang gemacht hat, Dich seinen Sohn zu nennen? könnte ich je einen Mann finden, der reiner und treuer mich liebte, denn Du, und würde ich je mit einem Andern glücklicher sein, als mit Dir?“

„Du gießest Balsam in meine bekümmerte Seele, gutes Mädchen! wie konnte ich auch nur einen Augenblick zweifeln an Deiner Liebe?“

„Ja, wie konntest Du zweifeln, daß ich Dich jemals verlassen könnte, mein Ewald.“ Bei diesen Worten schlang sie ihren schönen Arm um seinen Nacken, und führte ihn unter liebevollen Scherzen in den Garten, in ihre Lieblingslaube, wo sie sich gegenseitig unterhielten.

Gegen Abend kam ihr Vater von seiner Reise zurück, und der frohe Mann nahm gern Antheil an seiner Kinder scherzhaften Unterhaltung, und freute sich ihres Glücks und ihrer Liebe.

So blieb die Lage der Sachen, als nach einiger Zeit Ewald einen Brief erhielt von seinem Dheim, folgendermaßen:

„Es sind nun bereits drei Jahr, mein lieber Nefte, daß Du von mir nach G. gingest, und ich erwarte, daß Du diese Zeit nützlich angewendet haben wirst, Dich zu einem brauchbaren Manne ge-

bildet, und somit meinen Wünschen entsprochen hast. Täglich fühl' ich es mehr, daß ich alt und stumpf werde, und der Natur wohl bald den Tribut bezahlen muß. Daher wünschte ich recht sehr, daß Du längstens binnen hier und acht Wochen Deine akademischen Geschäfte beendigen und zu mir in die Residenz kommen möchtest, damit ich noch bei Lebzeiten das Vergnügen haben kann, Dich durch meine Fürsprache auf einem ehrenvollen Posten zu erblicken. Freilich wirst Du Dich nicht allzusehr nach Deinem Dheim sehnen, und wird Dir Ueberwindung kosten, mit mir unter einem Dache zu wohnen, indem ich nur zu gut weiß, daß ich nicht zum Besten mit Dir verfahren bin; aber ich habe es einsehen lernen, daß ich Dir zu viel gethan, und bitte Dich daher herzlich um Verzeihung, mit dem Versprechen, daß Du fortan den besten Dheim an mir haben sollst. Komm also recht bald, mein lieber Sohn, in die Arme Deines harrenden Vaters

A. J. Feldbach."

Kaum hatte Ewald das ihn so sehr überraschende Schreiben gelesen, so eilte er zu Wilhelminen; das gute Mädchen war nicht wenig betroffen, daß sie den Mann, der sie von ganzem Herzen liebte, sobald, vielleicht auf immer, von sich lassen sollte, und ihre Aeußerungen waren Thränen. Selbst Vater Gottwald ging diese Nachricht ungemein nahe; jedoch wußte er auch, daß dieß der erste Schritt zur Verbindung seiner Kinder sei. Er tröstete daher die Beiden liebend. Aber Ewalds Unruhe war groß, denn er wußte und kannte die gefährlichen Schlingen, welche seiner Liebe der Geheimerath legte; aber der Vater versprach ihm, im Fall der Rath seine Besuche nicht einstellte, er Wilhelminen in aller Stille nach B. zu seiner Schwester bringen und sie der Aufsicht derselben anvertrauen wolle. Dieß Versprechen wirkte ungemein vortheilhaft auf den bekümmerten Ewald, und das Schreckliche der Trennung verlor viel des Bitteren und Herben, welches Ereignisse in solchen Lagen herbeiführen. Indesß war doch die Freude Aller für diesen Abend in Traurigkeit verwandelt.

Nur zu eilig verstrichen den Liebenden die acht Wochen, und in raschen Sprüngen nahte der Trennung fürchterlicher Morgen. Er erschien, und bei Anbruch desselben war auch Ewald schon im Hause seiner Minna. Trauernd kam ihm das

gute Mädchen entgegen, denn heute hatte ihr der Sonne Aufgang das Anzeichen zu langer Scheidung gegeben. Ach! seufzete sie, als die ersten Strahlen der wohlthätig wärmenden Sonne der Bäume Gipfel vergoldete, und die Thaupeperlten Gräser Diamanten gleich schimmerten. Ach! große Sonne, ich werde lange mich nicht mehr sorgenfrei Deines Anschauens erfreuen können; Du wirst mich trauernd finden bei Deinem Auf- und Niedergang. Mit dem Blick nach Oben, sank sie nieder auf ihre Knie, und ihre Hände zum Gebet gefaltet, sprach sie:

„Himmlicher, Vater! nur wenig Stunden noch, und von mir ist der Freund meiner Seele, fern von mir Verlassenen der Mann, den ich über Alles liebe. O! nimm ihn in Deinen allmächtigen, göttlichen Schutz, Du Vater der Menschen, und leite ihn wohlbehalten an seinen Bestimmungsort. Siehe mit Vatergüte auf ihn herab, und auf mich, stärke mit Muth unsre Seelen in bangen Trennungs-Augenblicken, damit wir nicht unterliegen dem herben Gefühl. Bewahre mein Herz rein vor Verführung, und stelle mir der Tugend großen Werth stets vor Augen. Erhalte in unsern Herzen stets rein und unbefleckt das größte Geschenk der Menschheit, die Liebe — laß uns standhaft harren, Allgütiger! bis wir uns wieder vereinigen werden.“ Getröstet richtete sie sich auf, und trocknete die letzte Thräne vom Auge, als Ewald eben ins Zimmer trat. Sprachlos sank sie an seine Brust, darauf begaben sie sich in Vater Gottwalds Schlafgemach. Ach! auch er fühlte des Scheidens Bitterkeit, und sprach bewegt, aber gefaßt: „gehe hin, mein Sohn, und wuchere mit Deinen Kenntnissen nach Kräften zum Wohl der Brüder. Komm zum letztenmal an die Brust eines Mannes, der mit Sehnsucht des Augenblickes harret, wo er Dich vor den Augen der Welt seinen Sohn nennen kann.

Mit der größten Rührung sank Ewald in die Arme des biedern Alten. Die Thräne im Auge des Vaters und Sohnes versiegelte den Freundschaftsbund für eine Ewigkeit.

Ewald schied von seinen Lieben, und wohlbehalten langte er am dritten Tage in der Residenz bei seinem Dheim an, von welchem er mit Liebe aufgenommen wurde.

Am folgenden Morgen ließ der Dheim ihn zu sich bitten und redete ihn folgendermaßen an:

„daß Du so viel Achtung für mich hattest, meinen Wünschen so pünktlich zuvorzukommen, deß freue ich mich; dahingegen kannst Du Dich auch sicher darauf verlassen, daß ich Alles anwenden werde, Dich Deine Bereitwilligkeit nicht reuen zu lassen. Ich muß Dir gestehen, daß ich mich ordentlich gestärkt fühle, den Sohn meiner geliebten Schwester wieder um mich zu haben, und daß ich Alles beitragen werde, um Dein Glück zu befördern.“ Gerührt drückte Ewald seinem Oheim die Hand, küßte dessen eingefallene Wange, und versicherte ihn, daß er nie aufhören werde, ihn zu lieben und hochzuschätzen.

Auf Fürbitte und Veranstaltung seines Oheims wurde Ewald nach einiger Zeit zum Fürsten gerufen, der ihn überaus gnädig aufnahm. Wer sind Sie, und womit kann ich Ihnen dienen; so redete der Fürst unsern Ewald bei seinem Eintritt an.

„Ich heiße Wendelin, gnädigster Herr! habe die Rechte studiert, und wünsche, daß Ew. Durchlaucht mich so glücklich machen möchten, meine Kenntnisse und Kräfte dem Dienst eines der besten Fürsten verwenden zu dürfen.“

„Man hat Sie mir als einen jungen, kenntnißvollen Mann geschildert, der wohl zu brauchen wäre,“ antwortete der Fürst, „daher macht es mir Freude, Sie in meinem Lande anzustellen. Vor der Hand weiß ich freilich keine schickliche Stelle für Sie, aber nehmen Sie mein Fürstenwort, daß ich Sie nicht vergessen werde.“

„Ich fühle mich zu schwach, großmüthiger Fürst, Ihnen für Ihre herablassende Güte nach Würden zu danken, aber ich hoffe, daß die Folge Ew. Durchlaucht überzeugen wird, wie Sie Ihre Gnade keinem Undankbaren verpflichteten.“

„Sie sind mir schon von einer vortheilhaften Seite empfohlen worden, daß ich mich völlig auf Ihr Wort verlassen kann.“

Mit Huld reichte er Ewald seine Hand, welche dieser dankbar gerührt küßte, und sich sodann dem Fürsten empfahl. Nach kurzer Zeit ernannte ihn dieser zu seinem geheimen Finanzsekretair, und ertheilte ihm zugleich die Erlaubniß zur Verbindung mit Wilhelminen.

Freudenvoll hinterbrachte er seiner Auserkorenen des Fürsten gnädigen Willen in einem Schreiben, welches er an sie ergehen ließ, und lud sie

darinnen ein, ihn mit ihrem Vater recht bald zu besuchen.

Vater Gottwald machte sich daher mit Wilhelminen auf den Weg nach der Residenz, wo sie bei ihrer Ankunft die hohe Wonne des Wiedersehens genossen, und der Oheim ihnen freundliche Tage bereitete. Der gütige Fürst aber nahm sich so sehr der Liebenden an, daß er sogleich auf ihre Verbindung drang, nachdem er zuvor unsern Ewald reichlich beschenkt hatte.

Von allen Orten her kamen jetzt Freunde und Bekannte des Oheims, um der Verbindungsfeier seines Neffen beizuwohnen; noch fehlte aber der menschenfreundliche Arzt, der unsern Ewald bei seinem Universitätsleben so gütig unterstützte. „Wo der auch bleiben mag,“ fragte Vater Gottwald bei Ueberzählung der bereits anwesenden Gäste; „hätt' es doch nicht geglaubt, daß der dem jungen Paar die Freude verderben würde, der herzenswarme Freund unsers Ewald.“ „Wer weiß,“ entgegnete Minchen, „was den lieben Mann von Erfüllung seines Versprechens abhält, uns zum Altar zu begleiten.“

Eben wollten sich diese guten Menschen schon Alle zur Ruhe begeben, als der Schall eines Posthorns und das Rollen eines Wagens die Straße herab tönte. „Das ist unser Doktorchen,“ riefen Alle, wie aus einem Munde Vater, Oheim, Brautigam, Braut, und im Nu waren sie die Treppe hinunter geflogen; nicht getäuscht wurden sie, nein er war es.

Eine schöne, ruhig, feierliche Scene erfolgte nun. Die des Wiedersehens. Seele ergoß sich in Seele, und nur der Mitternacht holder Traum verdrängte der Wirklichkeit reiche Ereignisse. Im süßen Schlummer hingestreckt lagen sie Alle und ruhten aus von des Tages Mühen, bis der neue Morgen anbrach, an welchem der Hausvater zuerst erwachte, und beim ersten Goldblick der großen Sonne seinen Gott suchte, den Herren der Natur, zu ihm vertrauensvoll seinen Blick kehrte und den Allmächtigen in demüthiger Stellung bat: „er möchte seinen Kindern in Gnaden eine glückliche Zukunft schenken.“ Dann rüste er seine noch schlafenden Gäste zum Frühstück, und als dieses unter frohem Scherz eingenommen war, eilte jeder seiner Toilette

zu, um auch äußerlich seine Freude an dem heutigen Feste zu beweisen.

Es war ein herrlicher Morgen, an welchem die Einsegnung in der Marienkirche unter einem ungemeinen Zulauf von Menschen vor sich ging. Der Oberhofprediger, ein ehrwürdiger Greis, hielt eine kurze, aber vortreffliche Rede über das Glück der Ehe, und von des Priesters Lippe floß herab der Segen auf die Neuvermählten.

Als sie versammelt waren beim fröhlichen Hochzeitmahl, überbrachte ein Diener des Fürsten im Namen seines Herrn dem neuen Ehemann einen goldenen Becher, welcher auf der einen Seite Ewalds sprechendes Bildniß, auf der andern aber folgende Inschrift führte:

Dem Mann von Kopf
und
dem redlichen Diener
widmet
am Verbindungstage desselben,
zum
Zeichen seiner Zufriedenheit
und seines Beifalls, diesen Becher

Abolp.

Die ganze Versammlung wünschte unserm Wendelin Glück zu der Ehre, die ihm zu Theil wurde, und ließen hoch leben den guten Fürsten unter Trompeten- und Paukenschall; als ganz unerwartet der Fürst unter sie trat. Er, der die Verlegenheit, welche auf jedem Gesicht sich malte, sah, sprach im herablassendgütigen Tone: „lassen Sie sich nicht stören in Ihrem Frohsinn durch meine Gegenwart; denn auch ich liebe die Freude, wenn sie rein und lauter ist. Fröhlich mischte er sich in die Reihen der Tänzer und eröffnete mit der Braut den Ball. Als aber des Schloßthurmes Uhr zehn verkündete, entfernte er sich, nachdem er sich bei Wilhelminen mit den Worten beurlaubt hatte: „leben Sie wohl, meine Liebe, ruhen Sie sanft in Ihres Gatten Arme. Leben Sie wohl! und rechnen Sie darauf, daß es mir Freude sein wird, Ihnen Beweise meines Wohlwollens zu geben. Ein leiser Händedruck, auf welchen eine Thräne aus Wilhelminens schönem Auge fiel, bestätigte ihm die Wahrheit seiner Worte, und ohne ihren Dank abzuwarten, verschwand er. Im Nebenzimmer stieß er auf den Hochzeitvater: „schlafen Sie ruhig, lieber Vater, schlafen Sie ruhig, Vater eines edeln

Sohnes und einer reizenden Tochter,“ sagte er, „grüßen Sie meinen Wendelin, und versichern Sie ihm, daß er nicht als Geheimschreiber sterben werde.“

„Ihre Durchlaucht!“ stammelte der Greis, „aber — Bst,“ entgegnete der Fürst, heute nichts weiter, Morgen sprechen wir mehr mit einander.“

Drei Jahre waren dem edlen Paar nun schon wie drei Tage verflossen, während welchen Wilhelmine ihren Gatten mit einer liebenswürdigen Tochter und einem hoffnungsvollen Sohn erfreute. Drei Jahre hatte Ewald seinem Amte als ein ehrliegender Mann vorgestanden, seine Pflichten treulich erfüllt, und sich daher immer fester in die Gunst seines Fürsten gesetzt, als er einst auf einer Reise von seinem Diener begleitet im Thüringer Walde von einem heftigen Donnerwetter überfallen, und in einer Dorfschenke einzukehren gezwungen ward.

Beim Eintritt in die Wirthsstube, die ein sehr dürftiges Ansehen hatte, erblickte er in einem alten, morschen Himmelbette eine menschliche Figur; das Abbild eines lebendigen Gerippes. Mit der höchsten Anstrengung schien diese sich mit den Gesichtszügen des Eingetretenen bekannt machen zu wollen; und unser Reisender, der sich nur dunkel erinnerte, sie schon vor Jahren einmal gesehen zu haben, auch das Bestreben derselben merkte, trat näher ans Bett, um mit ihr zu sprechen. Kaum that er den Mund auf, als sie im stärksten Affekt ausrief: „ja Sie sind es, ich irre mich nicht, Sie sind der von mir einst gehaßte Wendelin, der Mann, der mir bei meiner Bewerbung um Gottwalds Tochter ein Dorn im Auge war. Ach! meine Lage hat sich schrecklich geändert. — Können Sie Beleidigungen verzeihen, wollten Sie Mitleid mit einem Menschen haben, den bald das Grab aufnehmen wird? können, wollen Sie diesem Hülflosen, der jetzt schrecklich für seine Thorheiten büßt, wollen Sie diesem Elenden (hier streckte er ihm seine abgekehrte, knochenbürre Hand entgegen) Ihre Vergebung zusichern? o so beschwöre ich Sie darum bei dem Richter, vor dessen Angesicht ich nun bald erscheinen werde, machen Sie ihm sein Sterben durch Ihre Verzeihung leicht, lindern Sie ihm die Qualen der Hölle, die in seinem Innern wüthen, seine Seele foltern. Erschöpft sank der Leidende zurück auf sein Lager, und Ewald wurde gefesselt vom höchsten Erstaunen, denn dieser Elende war der Geheimerath Weilsenberg.

„Um's Himmelswillen, Herr Rath! in welcher trauriger Lage finde ich Sie hier!“ nahm endlich Ewald das Wort; „Ihr Zustand jammert mich und meiner Verzeihung sind Sie gewiß, wenn dieß etwas beitragen kann, ihre Leiden zu lindern, und Sie wieder genesen zu sehen.“

„Wünschen Sie das Letzte nicht,“ sagte der Geheimrath, „edler Mann, ich kann und mag nicht mehr leben, ausgesogen und verzehrt ist das Mark meiner Gebeine, mein Leib geschwächt und entnervt durch sinnlose Wollust, vergiftet mein Blut, hohl sind meine Wangen und Augen, wie ein mitternächtliches Gespenst, als Einer, der dem Grabe entsteigt, vor dessen Anblick Jeder zurückbeben muß. Ich sterbe — nichts bleibt mir für diese Erde mehr zu thun übrig, als die Vertheilung der irdischen Güter, die mir die Vorsehung unverdienterweise verlieh; dazu will ich den jetzigen Augenblick nützen, und ich ersuche Sie, nebst Wirth und Wirthin einen gesetzlichen Zeugen abzugeben.“

Gern versprach dieß der gute Ewald, und indeß Richter und Schöppen herbeigerufen wurden, um des Geheimraths letzten Willen aufzunehmen, will ich dem freundlichen Leser kürzlich darstellen, wie Weilchenberg in jenes Dorf, und in diese traurige Lage gekommen ist.

Bald nach Wilhelminens Entfernung von ihres Vaters Wohnort, wo sie dieser, den Nachstellungen des Raths zu entgehen, seiner Schwester in B. anvertraute, unternahm dieser eine Reise nach Paris, um dort die sinnlichen Lüste wie Wasser zu verschlucken. Schon hatte er dieß beinahe drei Jahre im vollsten Maße gethan, als er aus Deutschland Nachricht erhielt, daß der Fürst, bei welchem er in Ungnade gefallen, seine Verweisung aufgehoben habe, und er wieder in sein Vaterland zurückkommen könne. Er reiste auch wirklich bald darauf ab, mit einem siechen, hinfälligen Körper, und je mehr er sich der Stadt näherte, worin er einst eine so glänzende Rolle gespielt, je düsterer ward es in seiner Seele, je trüber und menschenscheuer sein Blick.

Nur einen Tag bedurfte es noch, die Residenz zu erreichen, als er ohnfern dieser Schenke das Unglück hatte, beim Umwerfen seines Wagens den Arm zu brechen. Mit großer Mühe brachten Bedienter und Kutscher den Wagen wieder in die Höhe, und den ohnmächtigen Weilchenberg wieder in denselben

hinein, langsam fuhren sie, damit eine starke Erschütterung ihm nicht nachtheilig werden möchte, der Schenke zu, und sobald sie dort angelangt waren, wurde der Kranke ins Bett gebracht, und der einige Meilen entfernt wohnende Wundarzt zu Heilung des zerbrochenen Armes herbeigeholt. Erst mit Anbruch des Abends langte dieser an, und bedenklich schüttelte er den Kopf, als er den ersten Verband abnahm. „Nicht eine Haselnuß gebe ich,“ sagte der Sohn des Hippokrates, den Zeigefinger an der Nase mit pathetischer Stimme und gelehrter Miene beim Herausgehen zum Wirth: „nicht eine Haselnuß gebe ich für das Leben des fremden Herrn. Es hat sich an dem Membro eine erstaunende Inflammation gesetzt, die beim Herausgehen der Splitter, da ohnehin die Säfte des Patienten nicht die Besten zu sein scheinen, noch mehr um sich greifen, die gesunden Theile anfressen, und am Ende Brand und Tod nach sich ziehen wird.“

Wirklich hatte der Aeskulap richtig gedeutet, denn von Stunde zu Stunde ward der Geheimrath schwächer und deutlich sahe man, daß es mit ihm auf die Neige ging.

Am vierten Tage seiner Krankheit war es, als Ewald in diese Gegend kam, und wie meine lieben Leser und Leserinnen schon erfahren haben, in dasselbe Wirthshaus kam.

Nach Verlauf einer halben Stunde erschienen der Ladung gemäß, Richter und Schöppen sammt Wirth und Wirthin am Krankenbette, worauf der Sterbende dem Schultheis sein Testament in die Feder diktirte, worin der geheime Finanzsekretair Wendelin mit hundert Duplonen bedacht wurde.

Mit hoher Rührung nahm Wendelin von dem sterbenden Rath, der nun der Sprache beraubt war, auf immer Abschied für diese Welt, und schwach erwiederte dieser den Händedruck desselben.

Wendelin erhielt die hundert Duplonen vom Schulzen noch vor seiner Abreise ausgezahlt, und kaum war dieser fort, als Weilchenberg den letzten Athemzug that.

Glücklich vollendete Wendelin den Rest seiner Reise und kam wohlbehalten in der Heimath an, wo ihm seine Gattin freundlich entgegenseilte, und der Fürst ihn huldreich bewillkommnete. Zufriedenen Blickes vernahm er die Relation desselben, und sagte freundlich: „fürwahr, ich sehe mein ganzes Ver-

trauen auf Sie, und wünsche mit Glück, in Ihnen einen solchen Mann gefunden zu haben, der mir so treu ergeben ist. Nehmen Sie hier zum Zeichen meiner Zufriedenheit mit Ihnen dieses Diplom, vermöge dessen ich Sie zu meinem Finanzrath ernenne."

Auf Flügeln der Freude eilte Wendelin seiner Wohnung zu, um die Standeserhöhung recht bald seiner Minna und dem Dheim zu verkünden, welche Alle dem guten Fürsten tief gerührt dankten.

Nun wurde der Finanzrath Wendelin bald darauf in geheimen Aufträgen seines Herrn an den Hof des Landgrafen von Hessen gesendet; auch war er schon wieder auf der Rückreise begriffen, als er auf ein dichtes Gehölz stieß, in welchem er nur wenige Minuten gefahren war, als unvermuthet ein Schuß geschah und eine Kugel nahe bei seinem Kopf vorbeisaupte. Er, der ohne Gewehr zu reisen pflegte, langte sogleich nach seinen Pistolen, theilte davon eine seinem Bedienten mit, befahl dem Postillon rascher zu fahren, und machte sich mit gespanntem Hahn auf den mörderischen Anfall gefaßt.

Mit Todesangst und Bittern folgte der furchtsame Schwager dem ihm ertheilten Befehl, aber kaum hatte er seine Thiere in Trott gesetzt, als man ein durchdringendes Pfeifen hörte und ein zweiter Schuß fiel.

„Das ist banditenmäßig," rief unser Held, der auf sich schießen sah, ohne Jemand gewahr zu werden. Als vier bewaffnete Reiter im schnellsten Trabe auf ihn zu kamen. „Fahre zu" schrie er, aber „halt!"

donnerten die Räuber, und ein dritter Schuß folgte, da sie sahen, daß dieses ihr Halt nicht beachtet wurde.

Was die Gaulen vor dem Wagen nur immer laufen konnten, das liefen sie, aber mit nicht geringerer Schnelligkeit folgten die Straßenritter; jetzt waren die Fliehenden dem Abhange eines kleinen Hügels nahe gekommen, wo sich die Wege theilten, als die Waldbrüder sich auf hundert Schritte genähert hatten, und Alle zu gleicher Zeit losdrückten. Verwundet fiel der arme Gelbrock vom Bocke, und wie Mauern standen auf einmal die Pferde, gleich des Blitzes Schnelle waren nun auch die Räuber da, die mit fürchterlicher Stimme dem Finanzrath und seinem Diener zuriefen, sich zu ergeben, statt der Antwort aber gaben diese ihnen ihre Pillen zu kosten, die auch so gut trafen, daß Einer davon todt zu Boden stürzte. Wüthend drangen hierauf die andern auf jene ein, und feuerten so unglücklich auf sie ab, daß der muthige Ewald bewußtlos darnieder sank, der treue Diener hatte es jetzt nur noch mit Dreien zu thun, und würde, so gut er sich auch vertheidigte, der Menge unterliegen müssen, wenn Pferdegetrappel die Räuber nicht stußig gemacht hätte. Wirklich kamen nach wenig Augenblicken zwei adelige Hessen mit ihrem Gefolge zum Vorschein, welche der Knall in diese Gegend gelockt hatte, und die sich herzlich freuten, durch ihre Ankunft zur Rettung einiger Nothleidenden etwas beigetragen zu haben.

(Schluß folgt.)

L u t h e r

an seine lieben deutschen Landsleute.

Eine Geisterstimme.

Vorwort.



in Feind aller Täuschung und unsittlichen, verächtlichen und schädlichen Spiegelfechtereien, übergebe ich diese „Geisterstimme" als ein Erzeugniß des Gefühles meines Herzens bei einer so wichtigen Erscheinung in der geistigen Welt und meine individuellen Ansichten darüber. Sie dürften um so

mehr unparteiisch sein, da ich mich nicht zu der römisch-katholischen Kirche bekenne, mithin keine Veranlassung gehabt haben kann, zu der deutsch-katholischen überzugehen, sondern ein Bekenner des evangelischen christlichen Glaubens aus lebendiger Ueberzeugung bin, und Gott, nach der Lehre Jesu Christi, im Geist und in der Wahrheit anbetete, ohne mein Herz durch pietistische Scheinheiligkeit gegen anders Denkende erhärten zu lassen und sie lieblos und gegen den deutlichen Ausspruch der heiligen Schrift zu verdammen und zu verlästern, und eben so wenig einer alles Trostes entbehrenden spitzfindigen Philosophie zugethan sein, die nur die Lehre eines

Lametrie in eine andere hochtönende Sprache modificirt zu erneuern sucht. Es ist also diese Geisterstimme keinesweges herab von der Region des Himmels gekommen, wie man früher Briefe drucken und verbreiten ließ, um dem Aberglauben bei dem nur auf einer niedrigen Stufe der Intelligenz stehenden, daher leicht zu betrugenden Volk, neue Nahrung zu geben, und seine Empfänglichkeit für erdichtete Wunder lebendig zu erhalten. Das unverdorbene Gemüth eines mit Vernunft begabten Menschen darf nur hinausgehen auf das Feld, und sehen wie das Gras keimt, die Aehre wogt, der belaubte Baum seine blättergeschmückten Aeste emporstreckt, die Biene Honig einträgt, der Vogel sein Nest baut und dergleichen; oder in einer heitern Nacht den azurnen Himmel mit seinen unzählbaren Sternen betrachten, so wird er in diesen und in unendlich anderen Dingen größere und wahrhafte Wunder erkennen, als in den angeblichen von Religion, es mögen nun vermorschte Knochen, oder Erzeugnisse von Menschenhänden sein, und darin einen allmächtigen und allweisen Schöpfer des Weltalls und dessen Regierung erkennen und ihn zur frommsten Anbetung hinreißen.

Diese Geisterstimme ist nur in einem prunklosen Gemach, in einsamen von Geräusch der Welt entfernten Stunden niedergeschrieben worden, wo mich ein unwiderstehlicher Trieb ergriff, meinen Gefühlen und Gedanken Worte zu leihen. Ich würde sie nicht haben drucken lassen, wenn ich nicht hoffte, daß sie hier und dort nicht ungünstig aufgenommen werden dürften, ich es auch für Pflicht halte, bei einem so wichtigen Ereignisse in keiner selbstsüchtigen Apathie zu beharren, und ich will nur wünschen, daß diesmal der Spruch des Theognis nicht in Erfüllung gehen möge:

Oftmals gegen Erwartung und Hoffnungen werden
der Menschen Thaten gesch'e'n; es kommt
selten zum Ziel der Entwurf. Mr.

Es war im schwärmerischen Wahn,
Nach langen Mü'h'n, die schöne Bahn
Der Wissenschaften zu verlassen,
Zu läutern Herz mir und Verstand.
Durch eines Meuchelmörders Hand
Sah ich den Jugendfreund, erblassen;

Des Taggestirnes Glanz verschwand,
Die blauen Aether Nacht umhüllte,
Es zuckten Blitze, Donner brüllte,
Im Herzen ward es mir so bang'.
Nacht schon des Erdballs Untergang?
Und mich ergriff ein thöricht Zagen,
Die ruhige Besinnung wich,
Und ich gelobte feierlich,
Der Welt auf immer zu entsagen,
Von Furcht gemartert, aufgereg't,
Ein finstres Mönchsgewand zu tragen,
Nicht achtend auf des Vaters Klagen;
Und das Gelübd' ward abgelegt.*)
Doch kaum war consecrirt ich worden,
Des römischen Vaters knecht'scher Sohn,
Ein Glied von einem seiner Orden,
Ereilte mich die Strafe schon;

*) Martin Luther, geboren den 10. November 1483 zu Eisleben, war der Sohn eines Bergmanns Hans Luther. Er hatte sich von Mōra bei Schmalkalden nach Eisleben begeben und sich dort ansässig gemacht. Durch seine Betriebsamkeit gelangte er zu einem für seines Gleichen bedeutenden Wohlstand, und sparte nichts zur Erziehung seines Sohnes Martin; er sollte sich den Wissenschaften widmen. In seinen Knabenjahren hatte er, getrennt von den Eltern, manche Mühseligkeit erdulden, und namentlich in Magdeburg und Eisenach mit der damals üblichen Currende armer Knaben vor den Thüren wohlhabender Bürger geistliche Lieder singend, sein Brot verdienen müssen. Im Jahre 1501 sandten ihn seine Eltern auf die hohe Schule nach Erfurt, und er erhielt von dem Vater dort so viel, daß er seine Studien ohne andere Unterstützung fortsetzen konnte; er widmete sich der Jurisprudenz. Auf der Universitäts-Bibliothek, wo er sich vielfältig einsand, um deren Bücher zu seiner Belehrung zu benutzen, kam ihm auch eine lateinische Bibel zu Gesicht, etwas ganz Neues, bei dem Verbot der Bibel für die Laien. Er fand bald, daß darin so Vieles stand, was die Priester in ihren Predigten nicht erwähnt, dessen auch in seiner Postille gedacht war, und selbst mit dem, was man als Christus Lehre verkündet, im grellsten Widerspruch stand. Er wünschte nun sehr eifrig eine solche Bibel als sein Eigenthum zu besitzen. Sein Wunsch ging in Erfüllung und er studirte sie nun mit dem größten Eifer und unermüdem Fleiß.

Im Jahre 1505 wurde er zu Erfurt Magister der freien Künste. In diesem Jahre wurde ein junger Mensch, mit dem er befreundet war, erstochen, und gleich darauf entlud sich ein furchtbares Gewitter über Erfurt. Beide gleich auf einander folgende Ereignisse machten einen so tiefen Eindruck auf sein Gemüth, daß er beschloß, der Welt zu entsagen und das Klostergelübde abzulegen. Zu arm, wurde er ein Augustiner-Mönch, ohne zuvor seine Eltern von diesem Vorhaben in Kenntniß zu setzen und dazu ihre Einwilligung zu erbitten. Dem Vater mißfiel dieser Schritt höchlich und auch Luther bereute ihn fortwährend, bis er sich der Fesseln des Klosters entledigte und das Mönchsgewand ablegte. Der Vater sagte zu ihm im prophetischen Geiste: „sieh Dich vor, daß Dein Schrecken nicht ein teuflischer Betrug gewesen. Man soll den Eltern um des Wortes Gottes Willen gehorsam sein, und nichts ohne ihr Wissen und Rathen ansahen.“

Was mir ein Kleinod stets gewesen,
 Mein köstlichstes, die heil'ge Schrift,
 Die mit Begeißrung ich gelesen,
 Ward mir geraubt, man nennt' es Gift.
 Der Friede wich aus meinem Herzen,
 Weil mir des Heilands Trost gebrach,
 Und unter Kummer, unter Schmerzen
 Schwand hoffnungslos mir jeder Tag.
 Damit ich nicht der Schwermuth Beute,
 Tyrannischer Willkür erlag,
 Ich mich den Wissenschaften weihte.
 Daß ich wahnsinnig mich kasteite,
 Das Fasten und das Messeplärn
 Hielt nicht die Schwermuth von mir fern,
 Sie blieb, ein Dämon, mir zur Seite;
 Trost nur gab mir die Wissenschaft,
 Durch sie fand ich zum Dulden Kraft.

Sie war es auch, die mich befreite,
 Damit sie durch mein Vaterland
 Licht durch die Finsterniß verbreite;
 In Wittenberg durch Fürstenhand
 Ein Sitz, zu lehren sie, entstand.
 Es ward mir eine Lehrerstelle,
 Nach der ich nicht gestrebt, verlieh'n.
 Nun trat ich aus der öden Zelle,
 Freudig gen Wittenberg zu zieh'n.
 Gott segnete dort mein Bemüh'n;

In manchem finstern Kopf ward's helle.
 Stets ward es mehr mir offenbar,
 Welch künstliches Geweb' der Hölle

Der Dienst der röm'schen Kirche war;
 Man fröhnte vielem Aberglauben
 Zum Hohn der menschlichen Beraunst,
 Das Volk, zum Denken abgestumpft,
 Zu knechten, um es zu berauben
 Durch eine Müßiggänger-Zunft,
 Die, während sie sich üppig nährt,
 Nur blinden Glauben streng' begehret;
 Zu Scheiterhausen die verdammt,
 Die durch die Bibel sich belehret,
 Was aus Herrschsucht und Geldgier stammt.

Getreten aus den Klostermauern,
 Von Weltgetriebe nicht verbannt,
 Ergriff mich ein unheimlich Schauern,
 Als ich solch Thun und Treiben fand,
 Da ward ich, mehr mich zu belehren,
 Nach Rom, des Papstes Sitz, gesandt.
 Mein Innerstes muß' es empören,
 Was dort ich sah, ich dort erfuhr.
 Wo Weihrauch dampfte, Kerzen brannten,
 Entdeckte Heuchelei ich nur,
 Der allerrohsten Sünder Spur,
 Und die sich Christus Diener nannten,
 Entweiheten frevelnd Gottes Sohn,
 Denn sie den Vatikan den Thron
 Des größten Weltbeherrschers nannten.
 So ward des Heilands Lehr' entstellt:
 „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Schreckliches Drama auf dem Meere.

Der Dreimaster „Fawn," vom Kapitän Alfred Rogero kommandirt, landete am 3. September, von China kommend, in Singapore, um einige Schäden des Schiffes auszubessern. Diesen Aufenthalt benutzte der größte Theil der Schiffsmannschaft, um dasselbe wegen der bekannten Grausamkeit des Kapitäns und seiner Offiziere für immer zu verlassen, welche die zum Sprüchwort gewordene Geduld und Sanftmuth dieser Leute erschöpft hatte, und trotzdem, daß sie ihre Löhnung nicht erhalten, welche sie erst in Kalkutta in Empfang nehmen sollten. Der Kapitän war daher genöthigt, eine andere Equipage aufzunehmen, malaische Matrosen, welche jedoch zu verstehen gaben, daß sie körperliche Züchtigungen nicht so geduldig, als die lascarischen Matrosen hinnehmen würden.

Der Kapitän des „Fawn" achtete jedoch leider nicht darauf, sondern sechs Tage nach der Abreise

von Singapore wurde der Sekond der Mannschaft, eines kleinen Vergehens wegen, auf die fürchterlichste Weise mit Schiffsseilen in Gegenwart des Kapitäns und dessen Frau gezüchtigt. Eine furchtbare und blutige Rache folgte dieser strengen Züchtigung. In derselben Nacht noch, um 1 Uhr, wurden zwei Lascariere von der alten Mannschaft vom Koch geweckt und ihnen mitgetheilt, der Kapitän sei ermordet und über Bord geworfen. — Er war im Schlafe überrascht, und widerstandlos getödtet worden. Die Lascariere, kaum von diesem Ereigniß unterrichtet, flüchteten sich in den Mastkorb, von wo aus sie den folgenden Scenen des grausigen Schauspiels beiwohnen konnten. Beim Grauen des Morgens wurde der Lieutenant von achtzehn Matrosen mit Hacken angefallen, und nach einer, mehrere Minuten dauernden, verzweiflungsvollen Gegenwehr, zerfleischt, getödtet und über Bord geworfen! Der Sekond und ein Passagier flüchte-

ten sich in die Kabine, und verbarrikadirten sich während vierundzwanzig Stunden, aber nach Verlauf dieser Zeit hatten die Matrosen auf dem Verdecke eine Bresche gemacht, und hieben mit Rudern und Hebebäumen auf die Unglücklichen ein.

Einer von ihnen sprang in's Meer, um diesem schrecklichen Tode zu entgehen, sein Gefährte kam unter Umständen um, welche noch nicht ermittelt sind.

Die Frau des Kapitäns sammt einer andern Dame und deren kleine Kinder wurden in einem Nachen ausgesetzt; aber da das große Schiff während dem immer vorwärts ging, so scheiterte das kleine und die Frauen ertranken.

Während einiger Augenblicke hielt die Frau mit dem Kinde dasselbe über die Bogen des Meeres; von Mitleid bewegt, warf ihr ein Matrose ein Ruder zu, dafür wurde er aber augenblicklich von dem Equipagenmeister unbarmherzig niedergestossen.

Nun wurde das Schiff von seiner rechten Fahrte ab- und nach der Küste gelenkt, die Häupter der Revolte überredeten die andern zur letzten Greuelthat, und es wurde in Brand gesteckt. Neunzehn Personen von der Mannschaft erreichten das Festland, die übrigen vierzehn begaben sich auf die Chaluppe, und setzten ihren Weg nach Pango fort. Die beiden Lascariers aber, von dem Schlummer ihrer Gefährten Nutzen ziehend, schwammen ans Ufer, und beeilten sich, die Behörde von dem gräßlichen Vorfall zu benachrichtigen. Die Schuldigen sind auch binnen wenigen Tagen eingebracht worden.

Das Dampfboot „Haochy“ war entsendet worden, den verbrannten „Fawn“ aufzusuchen, um wenigstens die Ladung, welche aus rothem Kupfer bestand, zu retten. Er fand ihn bis zur Wasserlinie niedergebrannt, und über zehn Fuß mit Wasser gefüllt, 45 Meilen südlich von Pinang.

Der bekannte Kapitän Warner hat der englischen Nation, „zum allerletzten Mal,“ wie er sagt, seine Zerstörungsmaschine zum Kauf angeboten; werde er auch diesmal verschmäht, so zwingt ihn die Pflicht gegen seine Familie, seine Erfindung einer ausländischen Macht anzubieten, dann aber wehe England! Denn wer diese besitzt, werde nothwendig die Oberherrschaft zu Land und zu Meer erlangen, weil weder ein Hafendamm noch eine Festungsmauer seiner „unsichtbaren Bombe“ widerstehen könnte. Wellington soll, nach der „Literary Gazette,“ gegen Sir G. Murray lakonisch sich geäußert haben: „Warner's Erfindung, wenn man sie annehme, würde die beiden Dienstzweige (Heer und Flotte) überflüssig machen.“

Wieland in Dörmannstedt. Umstände bestimmten Wieland, das Rittergut in dem 1½ Stunde von Weimar liegenden Dorfe Dörmannstedt in der Nähe von Tiefurth, dem Sommerfize der Herzogin Amalia, seiner Freundin und Gönnerin, zu kaufen. Anfangs fand er an dem Landleben und selbst an der Landwirthschaft Geschmack; oft sah man ihn in einem weiten, bequemen Hauskleide, mit einer rothen Schürze darüber, in der Umgegend des Dorfes seine Feldfrüchte besehen. Er wollte sogar die Landwirthschaft, wenigstens theoretisch, kennen lernen, und da er viel von der Art und Weise, wie dieselbe in Holstein betrieben wird, gehört hatte, so fing er an, mehrere Schriften zu lesen, welche davon handelten. Bald aber machten seine Freunde die Entdeckung, daß bei der Wirthschaft, wie sie von Wieland und seinen Söhnen betrieben wurde, nur Nachtheil entstehen könnte und riethen ihm daher, das Gut so bald als möglich wieder zu verkaufen, wenn er nicht die nachtheiligsten Folgen erfahren wollte. Das Ackerwesen wurde nachlässig betrieben; der Rath, dem Beispiele der Bauern zu folgen, nicht beachtet; der Dünger auf Aecker gefahren, die gar nicht zum Gute gehörten; es entstand Miferdte, der Ertrag blieb weit unter der Summe, welche das Gut einbringen sollte und konnte, und es war die höchste Zeit, daß Wieland, den Rath seiner Freunde befolgend, das Gut verkaufte und wieder in die Stadt zog.

Blinder Eifer thut nicht gut. Der berühmte gelehrte Kirchenrath und Professor Paulus zu Heidelberg erhielt kurz vor seinem Tode (gestorben d. 10. August 1851) ein anonymes Schreiben, worin er aufgefordert wurde, doch vor seinem Scheiden aus dieser Welt, zum Katholicismus überzugehen; welcher ein Triumph würde es gewesen sein, wenn ein Mann, wie Paulus seine Ueberzeugung, die er sein ganzes Leben über gelehrt, dadurch Lügen gestraft hätte. Der Versuch mißglückte. Beachtungswerth ist aber hauptsächlich eine Stelle in dieser Aufforderung, nämlich: „protestantisch ist gut leben, katholisch ist gut sterben,“ eine Behauptung, der kein Protestant beipflichten kann, da er nicht an ein Fegfeuer glaubt, und, da kein Mensch sich ganz frei von Verirrungen und Schuld fühlen kann, nun an die Qualen des Fegfeuers denkend, einen weit schwereren Todeskampf zu bestehen hat, als derjenige, der nur an die Allbarmherzigkeit des himmlischen Vaters aber an kein Fegfeuer glaubt, von dem sich keine Spur in der heiligen Schrift findet, und nur als Finanzspeculation wegen der Seelenmessen für die Verstorbenen erfunden werden, um sie aus den Martern des Fegfeuers zu erlösen. M.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.